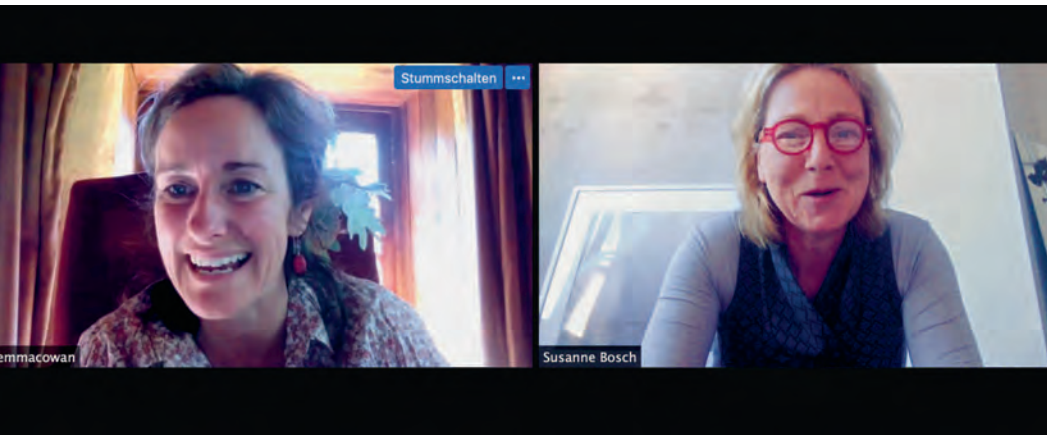


Beheimatung in der Fremde

Susanne Bosch und Emma Cowan sprechen über Heimat, Heimweh und Konzepte von Zugehörigkeit¹



Emma Cowan (l.) und Susanne Bosch

Emma Cowan, ehemals Peaceworkerin in Belfast, lebt heute im Permakulturprojekt »Mount of Oaks« in Zentralportugal. Ihre nordirischen Vorfahren arbeiten seit Generationen als Bäuerinnen und Bauern, im Schul- und Bildungsbereich und in der Medizin. Jetzt betreibt sie selbst Landwirtschaft und baut Heilpflanzen an. Emma Cowan und die in Berlin lebende Konzeptkünstlerin Susanne Bosch haben sich 2006 in Belfast kennengelernt. »Formen und Wege zu finden, um Menschen ins Gespräch zu bringen, Schnittstellen zu ermitteln, an denen alle sich gesehen und anerkannt fühlen – das ist es, was uns beide verbindet«, erklärt Susanne Bosch.

Das Land hüten

Etwa zu der Zeit als sie sich trafen, erlebte Emma Cowans Vater, der bis dahin konventionelle Landwirtschaft betrieben hatte, eine Art Weckruf. Nachdem er ein Buch² über die globale Energiekrise gelesen hatte, widmete er sich dem Anbau von Weiden als erneuerbarer Rohstoffquelle zur Erzeugung von Bioenergie und gründete gemeinsam mit anderen Landwirten erfolgreich das Unternehmen Northern Bioenergy.

EC (Emma Cowan): Mein Vater stammte aus einer Familie evangelischer Reformatoren und Quäker. Die irisch-stämmige Familie meiner Mutter ist römisch-katholisch. Aber die beiden gehörten nicht nur verschiedenen Konfessionen an, was in meiner Kindheit, zu der Zeit der Unruhen, extrem polarisierend war; sie hatten auch ganz unterschiedliche soziale Hintergründe. Meine Eltern heirateten aus Liebe. Sie überwandern sogar gewaltsame Widerstände, um zusammen zu sein und auf einem Stück Land zu leben, das ebenfalls umstritten war. Die protestantischen Grundbesitzer um uns herum befürchteten, dass es aufgrund der Heirat meiner Eltern in der nächsten Generation in katholische Hände fallen könnte. Vererbung, Machtprivilegien und die Forderung der katholischen Kirche, Kinder aus konfessionell gemischten Ehen im katholischen Glauben zu erziehen – all dies trug zur aufgeheizten Stimmung von Spaltung und Misstrauen bei, die Nordirland in den 1970er- bis 1990er-Jahren heimsuchte.

¹ Das Gespräch wurde auf Englisch geführt und von Birgit Gropp ins Deutsche übertragen.

² Jeremy Leggett: Half Gone. Oil, Gas, Hot Air and the Global Energy Crisis, London 2006.



»Hier am Mount of Oaks verstehen wir

unsere Beziehung zum Land nicht als Besitzende.

Wir hüten das Land, auf dem wir leben.«

Emma Cowan

Wir beschützen es für die Zeit, in der wir hier sind. Danach wird es an andere weitergegeben – nicht an Menschen, die blutsverwandt sind, sondern an solche, die ähnliche ethische Werte leben. Wenn ich über meinen Vater nachdenke, denke ich, dass auch er sich als eine Art Hüter des Ortes verstand, den wir Heimat nannten, des Ortes, wo ich bis zu meinem 18. Lebensjahr lebte, wo heute noch meine Mutter lebt und wo mein Bruder weiterhin Weiden anbaut und Ziegenwirtschaft betreibt – dieser Ort heißt Annahavil. Das ist Irisch und bedeutet »Obstgarten an der Furt«.

Zeit für Provisorien

SB (Susanne Bosch): Als ich die Gegend um das Kloster Gravenhorst erforschte, habe ich gelernt, dass nach dem Zweiten Weltkrieg zahlreiche Vertriebene aus dem Baltikum, Ostpreußen, Pommern, Schlesien, Polen, der Tschechoslowakei und Südosteuropa in die Region gekommen waren. Menschen, die ausgebombt worden waren und ihre Heimat verloren haben. Viele von ihnen waren Protestanten und kamen nun in ein ausgeprägt ländliches, katholisches Gebiet – in der Hinsicht vergleichbar mit Nordirland.



Bei diesem Prozess der Ansiedlung ging es auch um die Integration verschiedener kultureller und religiöser Hintergründe. Zwar kamen viele selbst aus ländlichen Gebieten und wussten, wie man Land bewirtschaftet, aber sie besaßen keines mehr. Sie mussten sich anpassen und waren nicht unbedingt willkommen, denn nach dem verlorenen Krieg befanden sich eigentlich alle in einer existenziell bedrohlichen Extremsituation. Der ländliche Raum war plötzlich überfüllt, und es dauerte etwa zwanzig Jahre, bis sich die Dinge beruhigten.

EC: Vom Standpunkt der Permakultur aus gesehen ist eines der grundlegendsten und wichtigsten Prinzipien die Beobachtung. Dazu braucht man Zeit. Migrierende haben jedoch selten Zeit; meist müssen sie sofort etwas produzieren, was das Überleben sichert. Wir dagegen haben in den ersten vier Jahren nur wenig in das Land eingegriffen, stattdessen lebten wir in provisorischen Unterkünften wie Zelten und Lieferwagen, gaben Permakultur-Design-Workshops, legten kleine Gärten an, bauten Komposttoiletten und fingen mit der Renovierung des einzigen Gebäudes auf dem Projektgelände an – einem verfallenen Viehstall. Es gab Phasen, in denen uns auch der Geldmangel dazu gezwungen hat, es langsam angehen zu lassen. Jetzt sind wir sehr dankbar für diese Erfahrung der Reduktion, die es uns ermöglicht hat, nicht nur die Bedürfnisse der Menschen zu berücksichtigen, sondern die allen Lebens, das Mount of Oaks zu seiner Zuflucht gemacht hat.

Die Seele ankommen lassen

SB: Ich möchte gern eine Parallele zu Gravenhorst ziehen. Die Gegend um das ehemalige Kloster ist reich in dem Sinne, dass es dort Erz- und Kohlevorkommen gibt, die seit Jahrhunderten abgebaut werden. Wasserwege ermöglichen den Transport von Waren auf der europäischen Nord-Süd-Achse. Es ist also ein geschäftiger Ort, an dem

Menschen von jeher in Bewegung waren. Auf der anderen Seite haben wir Menschen, die an diesem Ort neu ankommen. Egal wie sehr man als Lebewesen seine Ankunft beschleunigen möchte: Es braucht Zeit – Generationen. Bei Pflanzen ist es genauso. Die Dringlichkeit, wie man nach z. B. einem verlorenen Krieg produktiv war und überleben wollte, also dieses »neoliberale« Tempo, erzeugt eine echte Spannung zum Ankunftstempo.

Jetzt sind wir global an einem Punkt angekommen, wo wir die zerstörerische Wirkung unseres Tempos und der Geschäftigkeit auf das Klima, auf den Boden, auf die Tiere, auf die Pflanzen und auf uns als Teil der Natur erkennen. Insofern ist es fantastisch, dass ihr euch beim Ankommen in Mount of Oaks so viel Zeit lassen konntet.

»Egal wie sehr man als Lebewesen
seine Ankunft beschleunigen möchte:
Es braucht Zeit – Generationen.«

Susanne Bosch

EC: Jahrzehntlang war diese Region ein Ort der Entvölkerung, aber das ändert sich gerade, nicht nur durch Portugiesen, die zu den Wurzeln der Großeltern zurückkehren, sondern auch durch Menschen wie mich, die, aus Nordeuropa kommend, von den guten Anbaubedingungen und der friedlichen Lebensweise angezogen werden. Die Stadt Fundao heißt Geflüchtete aus Syrien, dem Sudan, Uganda, Nigeria und Eritrea willkommen. Wir wissen nicht, ob diese Menschen bleiben und ein Gefühl der Zugehörigkeit entwickeln werden. Es könnte einige Zeit dauern, bis ihre Seelen hier ankommen, so wie es Zeit braucht, bis sich die Pflanzen etabliert haben. Die Gärten hier sind ein idealer Ort, um gemeinsame Anbauprojekte zu starten.

SB: Gibt es Momente oder Situationen, in denen du dich nicht zugehörig fühlst?

EC: In den ersten Jahren bin ich noch oft hin und her gereist, meist zu Hochzeiten oder Beerdigungen. In dieser Zeit fühlte ich mich zwischen den Welten und habe meinen Schritt immer wieder hinterfragt – schließlich hatte ich Familie, Freunde und einen Traumjob in einer sehr lebendigen Institution verlassen. In gewisser Weise trat ich in die Fußstapfen meiner Eltern: Ich hatte mich unkonform verliebt – in eine Frau. Eine Portugiesin, die mit ihrer Familie nach dem Fall der Diktatur 1974 als Flüchtling nach Portugal zurückgekehrt war, denn in ihrer Heimat Angola herrschte Bürgerkrieg als Folge der politischen Ereignisse hier. So kam es, dass ich aus Liebe umzog, und aus Liebe zu ihr, dem Land und der Lebensweise bin ich geblieben, habe die Sprache, die Traditionen und die Musik gelernt.

Die ersten Jahre waren nicht einfach. In Nordirland war ich gesellschaftlich unglaublich aktiv gewesen, und nun fand ich mich plötzlich in diesem extrem ländlichen Kontext wieder, putzte Böden, grub Erde um und wunderte mich: »Was ist mit meinem Aktivismus passiert?«. Doch mit der Zeit habe ich erkannt, dass er jetzt darin besteht, ein langsames Leben zu führen, mit den Jahreszeiten verbunden und mit dem Wenigsten, was möglich ist, zu leben. Die Momente, in denen ich mich am wenigsten zu Hause fühle, erlebe ich, wenn ich ein wirklich tief gehendes Gespräch führen möchte und mir die Fähigkeit fehlt, mein Herz und meine Gedanken in der fremden Sprache zu vermitteln.

SB: Sehen die Einheimischen, die oft auch die Älteren sind, euch als Fremde oder fühlt ihr euch akzeptiert? In Gravenhorst sind es häufig die Nachkommen der Vertriebenen, die versuchen, Unterschiede zu überbrücken, Menschen willkommen zu heißen. Oft war auch nach 1945 die Liebe das überbrückende Moment. Familien, die wie deine Eltern zusammenkamen, machten den Unterschied.

EC: Auch am Mount of Oaks möchten wir eine Brücke schlagen zwischen den Dorfbewohnern, die ihr ganzes Leben lang hier gelebt haben, und den Menschen, die neu hierherkommen. Die Älteren hier

fühlen sich wertgeschätzt, wenn »gebildete« Leute aus den Städten und fremden Ländern auf eine Weise Landwirtschaft betreiben wollen, wie sie es in ihrer Jugend getan haben.

Dass ich hier angekommen war, wusste ich, als ich vor kurzem zu einer Beerdigung eingeladen wurde. Es sind die Übergangsriten, die es in jedem Stamm und in jeder Kultur gibt, Geburten, Todesfälle, Eheschließungen. Als ich zur Beerdigung des Sohnes unserer Nachbarin eingeladen wurde, war die Umarmung, die sie mir trotz aller Covid-Vorschriften gab, ein Zeichen, dass ich dazugehörte.

»Ich glaube, wir befinden uns ständig in einem Zustand des Ankommens, auch in uns selbst.«

Emma Cowan

Poesie der Sehnsucht

SB: Du hast mal gesagt, dich fasziniert das Wechselspiel der Begriffe »longing« und »belonging«. Im Deutschen sprechen wir von »Heimweh«; wir sehnen uns nach »Heimat«.

EC: Ich bin im Allgemeinen ein glücklicher Mensch, und das liegt daran, dass ich einen großen Teil meines Tages mit schmutzigen Fingern in der Erde verbringen darf. Aber ich mag auch Trauer oder Traurigkeit. Mein Lächeln kommt daher, dass ich auch viel weine, weil den Menschen, die hier leben und die hier vorbeikommen, traurige Dinge passieren. Ich fühle mich zu dem portugiesischen Konzept der Saudade hingezogen; sie ist für mich mit dem traditionellen irischen Klagelied verbunden. Sie drückt eine Art poetische Sehnsucht aus. Wie wenn die Fischer aufs Meer hinausfahren und man auf ihre Rückkehr wartet, oder wenn man sich im Winter nach Himbeeren sehnt. Ich glaube, wir befinden uns ständig in einem Zustand des Ankommens, auch in uns selbst. Auch als Frauen, deren Zyklus sich nach den Mondphasen richtet. Und diese Veränderung, diese Bewegung scheint konstant zu sein.

Die Stimme hinter den Schatten

SB: Gravenhorst und Mount of Oaks haben eine Gemeinsamkeit: Beide sind Gastgeber für Menschen. Durch Kunst und partizipatorische Projekte lädt man Menschen ein, eine alltagsfremde Perspektive einzunehmen. In dem Film für Gravenhorst, der in Anlehnung an das traditionelle Schattentheater konzipiert wurde, habe ich intensiv mit Perspektivwechseln gearbeitet. In der gesamten Szenografie sprechen die Erde, die Gebäude, die Bäume, aber es gibt keine menschlichen Protagonistinnen und Protagonisten. Von der türkischen Schattentheaterkultur habe ich außerdem gelernt, dass ein Schatten oder eine Zeichnung Dinge sagen darf, die Menschen nie sagen dürften. Diese Form nutze ich, um potenziell Schwieriges zu thematisieren – Dinge, die nicht so leicht auszusprechen sind oder die die Leute lieber für sich behalten würden.

EC: In meiner Rolle als Ausländerin profitiere ich auch davon: Ich darf neugierige Fragen über die Vergangenheit stellen, ohne dass sich jemand verschließt, z. B. »Wie war es während der Diktatur?« Meine Unvoreingenommenheit und manchmal auch Naivität lassen dem Gegenüber Raum, sich zu öffnen.

SB: Das ist auch eine der Segnungen des Daseins von Kunstschaffenden. Ich bin eingeladen, neugierig zu sein. Ich komme von einer Position des Nichtwissens und darf sagen: »Ich bin neugierig und möchte verstehen«. Kunst kann nicht-offensive Übersetzungen finden, die eine Situation spiegeln.

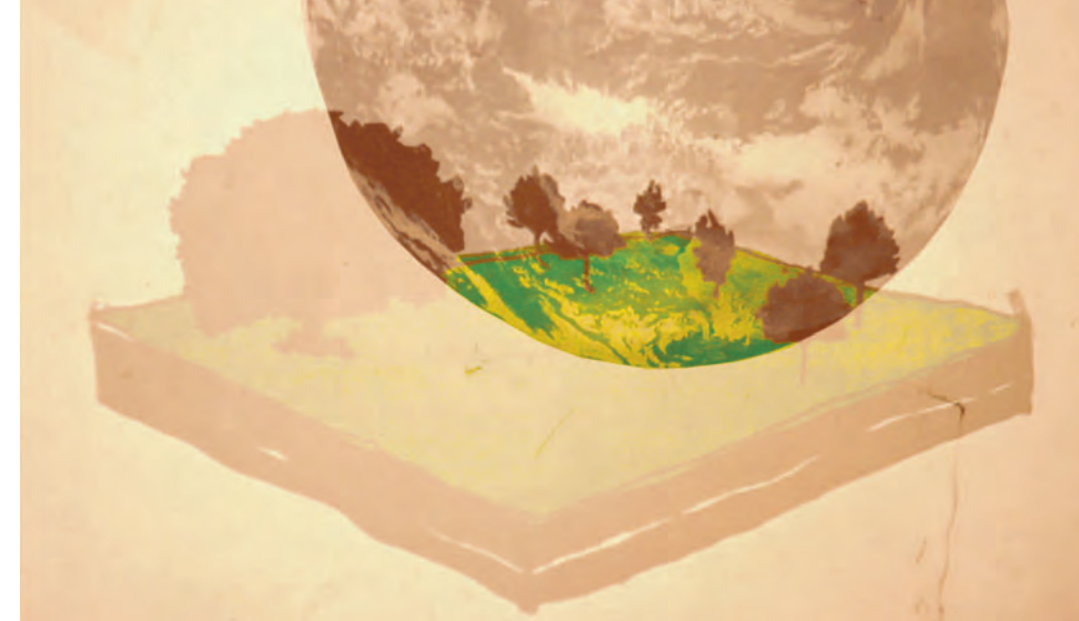
Konzept Heimat

SB: Es ist interessant, dass wir Menschen immer noch so stark an der Vorstellung von Heimat als geografisch festgelegtem Gebiet festhalten. Ein Schlüsselement meines Saisonale-Projekts in Graven-

horst ist ein Baum, die türkische Baumhasel (*Corylus colurna*), der im 16. Jahrhundert hierherkam. Er ist das perfekte Beispiel für dieses Phänomen: Seit 400 Jahren gibt es ihn hier, und er ist der nützlichste und anpassungsfähigste Baum in unserer Kultur. Trotzdem wird er botanisch immer noch als Fremdbaum betrachtet. Er wird als Straßbaum gepflanzt, und erst langsam begreift man, dass dieser vitale Baum *der* zukünftige Waldbaum ist, weil er sich perfekt an Umweltbedingungen anpasst und das Habitat nicht stört. Und so hat mir dieses Kunstprojekt wieder einmal vor Augen geführt, wie sehr unser Blick von vorgefertigten Meinungen verstellt ist, dass Zugehörigkeit ein Konzept ist, keine Realität.

EC: In unserer Gegend gibt es auch ein Beispiel dafür: die in den 1960er-Jahren zur schnellen Wiederaufforstung eingeführte Mimose. Sie hat sich unkontrolliert ausgebreitet und wird vielerorts geradezu als Plage angesehen. Dabei ist sie eine der größten Ressourcen des Landes. Sie blüht wunderschön, duftet göttlich, und auch die Bienen lieben sie. Sie wächst schnell und hält jeder Witterung stand, sodass wir sie auf vielfältige Weise nutzen, zum Beispiel als günstiges Baumaterial oder als Brennholz.

SB: Der französische Gartenarchitekt Gilles Clément hat es ungefähr so ausgedrückt: Man kann an der Illusion festhalten, die Kontrolle zu haben über das, was im Garten oder auf dem Ackerland passiert, oder man lässt die Dinge mit dem Wind hereinwehen und wartet ab, was passiert. Mit Vertrauen lässt sich die Angst vor dem Unbekannten überwinden.



Susanne Bosch

Geschichten (in) einer Landschaft – eine Kartographie | 2020



Ortsspezifisch recherchierte Geschichten, Legetrickfilm und Ausstellung

Zwischen August 2019 und August 2020 setzte sich Susanne Bosch mit dem Wissen und der Expertise der regionalen Anwohnerinnen und Anwohner zur »Beheimatung des Fremden« auseinander.

Die ortsspezifisch recherchierten Geschichten wurden filmisch als Legetrickfilm übersetzt, der in mehreren Kapiteln lokale Phänomene zu Heimat und Fremdheit, Kolonialismus, Flucht und Vertreibung, Verschleppung und Menschenhandel thematisiert. Dabei lässt die Künstlerin nicht die Menschen, sondern Pflanzen, Tiere und Gebäude zu Wort kommen.

Deutlich wird die ausnahmslose, alle Bereiche betreffende Fragestellung von Lokalem und Fremden auf einem Planeten, auf dem sich alles konstant in Bewegung und Veränderung befindet.